

Was die Nacht verbarg.

Roman von E. P. Oppenheim.

(1. Fortsetzung.)

„Ich habe Sie herbeigerufen“, wandte er sich an den Polizeileutnant nach einer kurzen, wortlosen Begrüßung. „Sie wissen, um was es sich handelt. Herr Otto Martens, der die Etage über mir bewohnt, ist offenbar ermordet worden. Ich fand ihn mit einer furchtbaren, noch blutenden Wunde.“

Der Beamte zögerte noch, hinaufzugehen. „Sie haben von dem Verbrechen nichts wahrgenommen, kein Geräusch, keinen Schrei?“

Nein. Ich sah in meinem Zimmer, war auf einem Sessel eingeschlafen. Ich bin selbst erst um Mitternacht nach Hause gekommen. Unmittelbar nachdem ich aufwachte — gegen drei Uhr — ging ich hinauf und fand den Toten.“

„Verzeihung, aber weshalb gingen Sie hinauf?“ fragte der Polizeileutnant.

Die Gedanken Hollfelders arbeiteten fieberhaft. „Ich sagte Ihnen schon, daß ich um Mitternacht nach Hause kam. Wenige Minuten später wurde bei mir antelephonirt von einem Unbekannten, der mir — trotz meiner Aufforderung — seinen Namen nicht nannte. Er bat mich, Herrn Martens davon zu benachrichtigen, daß er sofort in das Savoy Hotel kommen müsse. Wenn Herr Martens nicht zu Hause wäre, sollte ich es aufschreiben. Ich schrieb es auf einen Zettel, den ich oben in den Thürspalt steckte. Dann bin ich, wie gesagt, in meinem Zimmer eingeschlafen. Als ich aufwachte, war es drei Uhr. Ich dachte daran, wie dringend der Unbekannte mich die Sache gemocht hatte, und weil ich fürchtete, Martens könne den Zettel übersehen haben, ging ich lieber noch einmal hinauf. Dabei fand ich ihn dann.“

„In seiner Wohnung?“

Nein — auf der Treppe. Die Leiche liegt noch so, wie ich sie vorgefunden habe.“

Gemeinsam stiegen sie nun zum oberen Stockwerk empor. Den Toten selbst rührte der Beamte nicht an; er begnügte sich damit, den Totort zu untersuchen. Eine Mordwaffe, mit der das Verbrechen hätte verübt sein können, fand er nicht.

„Herr Hollfelder —“

„Bitte?“

„Sie sagten, daß Sie den Zettel in den Thürspalt steckten. Ich sehe hier nichts davon.“

Heinz Hollfelder trat zu ihm. Er wußte genau, daß er den Zettel so zwischen die Thür geschoben hatte, daß er noch von außen sichtbar war. Jetzt war er verschwunden.“

„Vielleicht ist er hinuntergefallen.“

Der Beamte wandte sich an den Hausverwalter. „Haben Sie einen Schlüssel, mit dem man die Thür öffnen kann?“

„Der Todte hat ja den Schlüssel nach in der Hand, mit dem er aufschließen wollte, Herr Lieutenant.“

Der Polizeibeamte nahm den Schlüssel aus den Fingern des Toten, die noch nicht erstarrt waren, und öffnete die Thür. Drinnen auf dem Flur fand er den Zettel, aber weit von der Thür entfernt.

„Es muß jemand die Thür geöffnet haben, und dabei ist der Zettel fortgeweht oder von dem Betreffenden fortgeworfen worden“, meinte er. — „Wer kommt da?“ Er drehte sich um, da Schritte auf der Treppe vernehmbar wurden.

Es war der Arzt, den Hollfelder gerufen hatte.

Länger wartete Heinz nicht mehr. Er verabschiedete sich von dem Polizeileutnant, der ihn noch um einige nebenhändliche Einzelheiten befragte, und ging dann in seine Wohnung hinunter. Von der Anwesenheit der Unbekannten hatte er kein Wort verlauten lassen.

An die Brustung des offenen Fensters lehnte er sich, ließ die kühle Nachtluft seine heißen Schläfen umwehen und starrte mit brennenden Augen in das Dunkel. Wie still und friedlich es da draußen war! Mit einformigen Blättern und Raufkornfeld der Ähren, als dunkle, schwere Massen lagen die Häuser der anderen Straßenseite vor ihm. Er dachte an die Unbekannte. Wie sie ihn angesehen hatte, als sie drinnen in seinem Zimmer vor ihm lag, wie ihre Augen voller Entsetzen geweilt waren, als sie von oben herunterkam — von oben, wo der Todte lag.

Wie lange er so am Fenster gestanden, wußte er später nicht mehr zu sagen. Er hörte nur einen Wagen vorfahren, einen schwarzen, unförmigen Kasten — das Gefährt, das den toten Martens zum Leichenschauhaus bringen sollte.

Da schloß er erschwerend das Fenster und legte sich in den Kleiderkasten auf sein Lager mit dem Bewußtsein, daß dunkle, schwere Tage seiner harrten, daß das Schicksal ihn in dieser Nacht in ein düstres Verhängnis gerert hatte.

Drittes Kapitel.

Seit mehr als einer Woche stand für das Berliner Publikum der Mord in der stillen, vornehmen Rantstraße im Vordergrund des Interesses. Die Zeitungen hatten sich mit Eifer

des durch seine geheimnißvollen Nebenbuhler doppelt sensationellen Ereignisses bemächtigt und hatten ihren Lesern Tag für Tag ausführlich über die Ergebnisse der polizeilichen Recherchen und der in großer Anzahl erfolgten Zeugenvernehmungen berichtet. Aber sie waren bis zur Stunde nicht in der Lage gewesen, die Festnahme des Mörders oder auch nur die Auffindung einer Fährte zu melden, die halbwegs sichere Schlüsse auf die Person dieses Mörders gestattete hätte.

Jedenfalls war seit langer Zeit in der Reichshauptstadt kein Verbrechen verübt worden, dessen Erörterung den mehr oder weniger scharfsinnigen Combinationen findiger Köpfe so viel Spielraum gelassen hätte, wie diese unter dem Schutze der Nacht begangene Bluttat. Es konnte darum nicht wundernehmen, daß heute, am zehnten Tage nach dem Mord, auch am Tische des Oberleutnants im „Club der Dreißig“ von nichts anderem gesprochen wurde.

Mit dem „Club der Dreißig“ und dem „Tisch des Oberleutnants“ aber hatte es folgende Bewandniß.

Eine Anzahl von Herren verschiedener Alters und verschiedener Lebensstellung, wenn auch in der Mehrzahl dem künstlerischen und schriftstellerischen Berufe angehörig, war durch den Zufall um die Mittagszeit im Hinterzimmer einer renommierten Weinstube der Potsdamerstraße zusammengeführt worden. Die auf die mannigfaltigen Interessengebiete hinübergreifende Tischgespräche hatten zur Anknüpfung näherer Bekanntschaften geführt, und man war einander schließlich so nahe gekommen, daß das Eindringen neuer Elemente in das bewußte Hinterzimmer geradezu als eine lästige Störung empfunden wurde. Mit allgemeiner Zustimmung war es darum begründet worden, als das älteste und angesehenste Mitglied der Tafelrunde, der pensionierte Oberleutnant Arnstorff, eines Tages den Vorschlag machte, man solle sich zu einem geschlossenen Club vereinigen, der keinem anderen Zweck als dem des geselligen Beisammenseins dienen und seinen Mitgliedern ein ungestörtes Besitzen gewähren sollte, als es eine jedermann zuwägliche Wirtschafft zu bieten vermöge.

Nach hatte man sich über die Statuten und Einrichtungen des neuen Clubs verständigt, und hatte ihm mit Rücksicht auf die einseitig angenehme Bestimmung, daß der Mittagsbesuch niemals über dreißig hinausgehen dürfe, den etwas farblosen Namen „Club der Dreißig“ gegeben. Im ersten Stockwerk des Hauses, dessen Parterre Räume die erwöhnte Weinstube inne hatte, war ein Reihe von Zimmern gemietet und den Zwecken des Clubs entsprechend ausgestattet worden. Man hatte nach den sachkundigen Angaben des immer geschäftigen und immer dienstfertigen Oberleutnants einen hübschen, eleganten Speiseraum, einen überaus behaglichen Rauchsalon, ein Lesekabinett und ein Billardzimmer geschaffen, und damit den zumeist ununterbrochenen Clubgenossen alles geboten, was ein Junggesellenleben gemüthlich und angenehm gestalten kann.

Als die größte Annehmlichkeit freilich wurde von den Mitgliedern die Gewissheit empfunden, sich hier immer inmitten einer sympathischen Gesellschaft geistvoller Männer zu befinden, deren verschiedene Lebensstellungen von vornherein jede eintönige Nachhaken ausschloß und deren Gesichtskreis weit genug war, um dem Gedankenaustausch immer neue Anregung und immer neuen Reiz zu sichern.

Man verfuhr bei der Aufnahme überaus streng, und eine einzige scharfe Regel, die sich bei der Abstimmung in der Wahlurne vorfand, verbot dem Bewerber für immer den Eintritt in die Clubräume. Aber man ließ sich bei der Beurteilung eines neuen Kandidaten einzig von dem Werth oder Unwerth seiner persönlichen Eigenschaften, nicht aber von dem größeren oder geringeren Ansehen, das er draußen in der Welt genoß, oder gar von einer engherzigen Rücksicht auf seine Vermögensverhältnisse leiten.

Besonders willkommen waren junge, aufstrebende künstlerische Talente von tüchtigem Charakter und ernstem Willen, für deren Aufnahme namentlich der Oberleutnant immer mit dem größten Eifer bemüht war, und die alsdann sicher sein durften, von Seiten des Clubs jede nur mögliche Förderung und Unterstützung zu erfahren.

Mit der äußeren Form wurde es nicht allzu streng genommen, und wenn es auch von vornherein als ganz selbstverständlich angesehen worden war, daß die Leitung in seinen anderen Händen als in denen des Oberleutnants liegen dürfe, so war von seinem Regiment doch kaum etwas anderes zu spüren, als daß jederzeit alles wie am Schnürchen ging, daß es um Bedienung und Verpflegung aufs Beste bestellt war, und daß jede, auch

die leiseste Störung der allgemeinen Harmonie durch seine nie versagende Liebenswürdigkeit und Herzengüte in den allermeisten Fällen schon wieder beseitigt war, ehe andere als die unmittelbaren Beteiligten davon Kenntniß erhalten hatten.

Natürlich hatte es nicht ausbleiben können, daß sich innerhalb der Dreißig mit der Zeit kleinere Gruppen bildeten, die untereinander einen engeren und vertraulichen Verkehr unterhielten, als mit den übrigen. Eine solche Gruppe war es, die man im Club kurzweg als den „Tisch des Oberleutnants“ zu bezeichnen pflegte. Sie fand sich Tag für Tag in demselben behaglichen Winkel des Rauchzimmers zusammen, und bestand außer dem Clubpräsidenten selbst in der Hauptsache aus dem neuerdings in der Öffentlichkeit vielfach mit Auszeichnung genannten Schriftsteller Georg Hollfelder, aus dem talentvollen, vielversprechenden Bildhauer Kurt Hainau und dem Doktor Gregor Dombrowski, der sich bei seinem Eintritt in den Club als Privatgelehrter bezeichnet hatte.

Auch heute waren es diese vier, die in ihrer gewohnten traulichen Ecke Platz genommen hatten, um ein Stündchen des späten Nachmittags zu verplaudern.

Auf den ersten Blick konnte die kleine Gesellschaft freilich als bunt genug zusammengesetzt erscheinen, denn es war schwer, sich größere Verschiedenheiten vorzustellen, als sie in dem Aeußeren dieser vier Herren zu Tage traten.

Der Oberleutnant Arnstorff verlegnete in Haltung und Gebaren keinen Augenblick den ehemaligen Offizier. Wo hoher, beinahe hagerer Gestalt, zeigte er trotz seiner weißen Haare und seines grauen Schnurrbartes in jeder Bewegung die ungebrochene Elastizität eines an körperliche Strapazen jeder Art mehr denn ein Menschenalter hindurch gewöhnten Mannes. Aber er offenbarte zugleich auch die elegante Sicherheit, die sich nur im Verkehr mit der besten Gesellschaft erwirbt, und die namentlich Jüngeren gegenüber stets den Eindruck einer ehrfurchtgebietenden Ueberlegenheit hervorbringt. Sicherlich würde sich niemand unterstanden haben, im Verkehr mit diesem bei aller Jünglingshaftigkeit immer aristokratischen Kadaver über eine gewisse, von ihm selbst gezogene Grenze der Vertraulichkeit hinauszugehen oder jenen freien, ungenierten Ton anzuschlagen, der so leicht zur Rücksichtslosigkeit ausartet. Aber es waren doch nicht diese respektstösenden Eigenschaften gewesen, die dem Oberleutnant ohne alles eigene Zutun zu seiner herrschenden Stellung im Club der Dreißig verholfen hatten. Solche alten Offiziere laufen in den Straßen Berlins ja zu Hunderten umher, ohne daß man sich bei aller schuldigen Hochachtung sonderlich zu ihnen hingezogen fühle. Was Harto Arnstorff von der großen Mehrzahl seiner Kameraden unterschied, war der geradezu bezwingende Ausdruck lauterster Herzengüte und innerlicher Bescheidenheit auf seinem in den äußeren Formen so kühnen und energischen Gesicht, war die wohlthuende Ruhe und Milde im Klang seiner Stimme, war vor allem der köstliche, schalkhafte Humor, über den er in jeder Lebenslage zu verfügen schien, mit dem er alle Gegenstände in seiner Umgebung zu verschönen und selbst dem hier und da unvermeidlichen Aadel jede verletzende Schärfe zu nehmen wußte.

Es war innerhalb des Clubs kein Geheimniß, daß der Oberleutnant, wenn er auch nicht geradezu in ärmlichen Verhältnissen lebte, doch außer seiner Pension nur über ein bescheidenes Vermögen verfügte, und er selber pflegte oft genug über seine geringen Mittel zu scherzen oder aber in den drohtüchtigen Uebertreibungen von seinen „fürstlichen Reichthümern“ zu reden. Aber es war auch kein Geheimniß, daß es unter den Dreißig keinen freigebigeren Menschen, keinen hochherzigeren Förderer gab, als diesen wohlthätigen Jüngling, dessen Seele sich auch in dem alternen Körper ihre volle Empfänglichkeit bewahrt hatte für die Regungen innigen Mitleids mit dem Unglück und heiliger Begeisterung für alles Schöne und Große.

Daß ein Mann dieses Schlages junge Leute wie den Schriftsteller Hollfelder und den Bildhauer Hainau mit seiner besonderen Freundschaft ehrete, ließ sich ja am Ende noch verstehen, wie zahlreich und wie ausgeprägt auch die äußerlichen Verschiedenheiten sein mochten. Während Hainau gesunde, manchmal etwas formlose Natürlichkeit und der Herkunft des jungen Künstlers aus einem sehr bescheidenen Milieu und seine Abstammung von bäuerlichen Vorfahren erkannte ließ, war Heinz Hollfelder ganz der Typus des janznervigen, in der zugleich befruchteten und zehrenden Großstadtluft aufgewachsenen Menschen, dessen durstige Seele frühzeitig alles in sich aufgenommen, was ihr groß und bedeutend erschien, und bei dem sich insoweit die Phantasie ein wenig auf Kosten des scharf und logisch denkenden, nüchtern prüfenden Verstandes entwickelt hat. Seine näheren Bekannten wußten, daß er der zuverlässigste und aufopferndste Freund, der selbstloseste Verteidiger der Armen und Bedrückten war, aber sie kannten auch seine nervöse Reizbarkeit, seine Neigung, Dinge, die anderen kaum der Beachtung werth erschienen wä-

ren, sehr ernst oder gar traurig zu nehmen, seinen Gang zum Grübeln und die Launenhaftigkeit seiner Stimmungen.

Daß seit dem Tage, an dem man zum ersten Male in den Zeitungen von dem Mord in der Rantstraße gelesen, eine augenfällige Veränderung mit ihm vorgegangen war, nahm im Grunde niemand wunder, der länger mit ihm verkehrte. Man wußte ja aus jenen Berichten, wie nahe er persönlich an dem gräßlichen Vorkommniß beteiligt gewesen war, und man fand nichts Befremdliches darin, daß seine sensible Natur sich von den empfangenen Eindrücken schwerer frei zu machen vermochte, als es den meisten Durchschnittsmenschen möglich gewesen wäre. Man sah mit Bedauern, aber ohne eigentliche Verwunderung, daß er bleich und angegriffen umherging, daß sein Wesen manchmal, wenn er für kurze Augenblicke seine gewöhnliche Selbstbeherrschung verlor, etwas geradezu Verfürstertes hatte, daß er bald die Gesellschaft seiner Freunde scheu vermied, bald mit gemachter Lustigkeit an Zerstreuungen und Vergnügungen, die er sonst nur mahloß genoß, fast bis zur Erschöpfung hineinlief.

Gewiß war er unter diesen Umständen bei weitem nicht mehr der amüsante Gesellschaftler, als den man ihn sonst im „Club der Dreißig“ gekannt hatte, von dem Oberleutnant aber wurde der darum nicht weniger liebenswürdige und rücksichtslos behandelte als bisher. Ja, es hatte sogar ganz den Anschein, als ob ihm der alte Herr neuerdings ein verdoppeltes Interesse zu wende, als ob er bei den Unterhaltungen an seinem Tische immer in erster Linie zu ihm und für ihn spreche, und als ob er mit besonderer Sorgfalt darauf bedacht sei, alles zu vermeiden, was ihn verletzen könne.

Von dem vierten des kleinen Kreises, dem Privatgelehrten Doktor Gregor Dombrowski, ließ sich dasselbe nicht gerade sagen. Aber man war zu sehr an allerlei kleine Sonderbarkeiten von Seiten des Doktors gewöhnt, als daß man sich über die Ursachen seines veränderten Benehmens gegen Hollfelder hätte den Kopf zerbrechen sollen.

Begriff man doch überhaupt nur schwer, welchen Umständen Dombrowski seine Aufnahme in den engeren Kreis des Oberleutnants zu danken habe. In der äußeren Erscheinung des ungefähr dreißigjährigen Mannes war gewiß sehr wenig Bestehendes oder auch nur Sympathisches. Von zartem, fast schwächlichem Körperbau und blasser, gelblicher Gesichtsfarbe, verlegnete er weder im Schnitt des Gesichtes, noch in seiner Redeweise die slavische Herkunft. Seine dunklen Augen hatten den müden, verheilerten, gleichsam nach innen gelehrten Blick eines Menschen, der gewohnt ist, sich mehr mit sich selbst als mit anderen zu beschäftigen, und schon vor an ihm nichts als die feingemeißelte Stirn.

Man wußte im Club nur wenig über seine persönlichen Verhältnisse. Es hieß, daß er schon als Student in den ersten Semestern aus seiner polnischen Heimath nach Berlin gekommen sei und sich seitdem von der gastlichen Hauptstadt des deutschen Reiches nicht mehr habe trennen können. Aber im übrigen gingen bezüglich seiner Lebensführung die allerhöchsten Gerüchte. Sicher war nur, daß er Vermögen besitzen mußte, daß er ohne Anstöß auf ziemlich bescheidenem Fuße lebte, sich aber niemals ausschloß, wenn es galt, einem bedrängten Clubmitgliede oder einer außerhalb der Vereinigung stehenden bedürftigen Persönlichkeit — der Oberleutnant hatte immer ein halbes Duzend solcher Schillinge auf Lager — hilfreich beizustehen.

Welcher Art die Studien waren, die er als Privatgelehrter betrieb, ahnte man nicht, weil er niemals darüber sprach. Aber durch die Indistretion eines Redakteurs hatte man erfahren, daß er hier und da scharfe polemische Artikel über allerlei Mißstände des öffentlichen Lebens für angesehenere Zeitungen schrieb, Artikel, die von ebenso glänzender stilistischer Begabung wie eindringender Kenntniß aller menschlichen Dinge zeugten. Aber er war sehr schroff und abweisend geworden, als man ihm gegen über einige Andeutungen über diese journalistische Thätigkeit gemacht hatte, und man hatte es deshalb aufgegeben, sich um dieselbe zu kümmern. Im persönlichen Verkehr war der Doktor weder liebenswürdig noch unliebenswürdig, weder schweigsam noch bereit. Zwar liebte er es im allgemeinen, sich auf die Rolle des Zuhörers zu beschränken, aber er hielt auch nicht mit seiner Meinung zurück, wo es ihm angelegentlich schien, einen schädlichen Irrthum zu berichtigen oder einem thörichten Vorurtheil energisch entgegenzutreten, und wenn seine Aeußerungen bei solcher Gelegenheit auch nicht gerade etwas Blendendes oder Geistesfunkelndes hatten, so waren sie doch stets von unerblittlicher Logik, niemand im Club konnte sich rühmen, aus Dombrowskis Munde jemals eine Dummheit oder eine Unwahrheit gehört zu haben.

Er hatte hier seinen Freund im eigentlichen Sinne des Wortes, aber auch sicherlich seinen Feind. Sein Benehmen war gegen jedermann das eines höflichen und zuvorkommenden, wenn auch etwas reservirten Mannes. Erst in den allerjüngsten Tagen glaubten einige besonders aufmerksam Beobachter wahrgenommen zu haben, daß er in seinem Verkeh-



Festredner (auf dem Wege zum Versammlungslokal): „Um Gotteswillen, fahren Sie doch etwas langsamer, Chauffeur — Sie rütteln mir ja meine ganze Rede durcheinander!“

mit Heinz Hollfelder eine Verschlossenheit und abweisende Kälte an den Tag legte, die erheblich über das Maß seiner gewöhnlichen Zurückhaltung hinausging.

Auch in diesem Nachmittage hatte er sich bisher mit keinem Wort an der Unterhaltung beteiligt, deren Kosten zumeist von dem Oberleutnant bestritten wurden. Der Bildhauer Hainau war es gewesen, der das Gespräch zuerst auf das geheimnißvolle Ereigniß gebracht hatte.

Nach einigen allgemeinen Betrachtungen über unaufgeliert geliebene Verbrechen der letzten Jahre hatte Arnstorff gesagt: „Ich bin ja kein Kriminalist und mache mir nicht an, scharfsinniger zu sein, als die durch Erfahrung gewichtigten Herren am Alexanderplatz; aber es will mich doch beinahe bedünken, als ob man etwas zu einseitig vorginge, indem man immer nur nach einem Mörder sucht und sein Augenmerk lediglich auf Personen männlichen Geschlechts richtet, die etwa für die That in Betracht kommen könnten.“

In diesem Moment erhob Dombrowski zum ersten Male die Feder, und seine müden, verheilerten Augen richteten sich voll auf das Gesicht des ihm gegenüberstehenden Hollfelders. „Es konnte ihm kaum entgehen, daß sich die blassen Wangen des jungen Schriftstellers jäh mit einem rasch wieder verschwindenden heißen Roth überzogen, aber seine Stimme hatte ihren gewöhnlichen, gleichgültig matten Klang, als er, ohne den Blick von Hollfelder zu wenden, fragte: „Sie glauben also, daß es ein Weib gewesen sein könnte, die jenen Martens erschlug?“

„Ich glaube es nicht gerade, aber ich halte es doch auch für keineswegs unmöglich. Die Brutalität bei der Ausführung des Verbrechens und die Wahl der Mordwaffe, die nach der Meinung der Sachverständigen nur ein Weib oder ein ähnliches schweres Instrument gewesen sein kann, scheinen ja allerdings für einen männlichen Thäter zu sprechen; aber die Section hat ergeben, daß es seiner besonderen Kraftausübung bedurfte, um dem Manne diese unbedingt tödtliche Verletzung beizubringen. Nach dem Befunde war seine Schädeldecke so dünn, wie die eines Kindes im ersten Lebensalter. Jeder Fall und jeder auch nur mit mäßiger Wucht geführt Schlag oder Stoß hätte ihm schon längst verhängnißvoll werden können.“

„Möglich“, sagte Dombrowski, „aber darauf allein können Sie doch Ihre Hypothese unmöglich stützen. Haben Sie denn noch irgendwelche andere Urtheile, die Thäterschaft eines Weibes zu vermuten?“

„Keine andere als die Erwägungen, die sich einem ausdrängen müssen, wenn man die Person des Ermordeten und die Art seiner Lebensführung in Betracht zieht. Die Herren sind darüber aus den Berichten der Zeitungen ja hinlänglich unterrichtet.“

„Ich nicht“, warf der Bildhauer ein. „Die Spalten, in denen von Unglücksfällen und Verbrechen die Rede ist, pflegen im allgemeinen kein Interesse für mich zu haben. Dies aber scheint doch ein ganz außerordentlich merkwürdiger Fall zu sein, und wenn es Sie nicht ermüdet, Herr Oberleutnant —“

„Bitte — das läßt sich ja mit wenigen Worten wiederholen. Die Herren Otto Martens scheint nach allem ein liebedürftiger Mensch gewesen zu sein. Nach Ausweis der polizeilichen Anmeldung war er erst vor nicht langer Zeit aus London nach Berlin gekommen, in seinen Umgangsformen war er allgemein unter dem Spitznamen „Der Afrkaner“ bekannt, weil er sich oft der Heldenthaten zu rühmen pflegte, die er im Burenriege gegen die Engländer verrichtet habe. Seine verschwieblichen Passionen sprechen für den Besitz reichlicher Geldmittel, obwohl man in seiner Wohnung nur eine verhältnismäßig geringfügige Summe und keinerlei Ausweis über sein Vermögen vorgefunden hat. Aber es liegt sehr nahe, daß er seit Monaten abends große Beträge ausgegeben und gleichzeitig mehrere Verhältnisse mit meist recht kostspieligen Mädchen unterhalten hat. Gewisse Spezialitäten der Polizei hätten ihn zu ihren Stammgästen, und zwar nicht bloß vor, sondern auch hinter den Koulissen. Es heißt ferner, daß er bei seiner Heimkehr meist angetrunken gewesen sei. Irrendwelschen Familienverleiher oder Freunde aus besseren Ge-

ellschaftskreisen scheint dieser musterhafte Jüngling überhaupt nicht gehabt zu haben. Wenigstens hat sich bis jetzt niemand gemeldet.“

„Ein wenig schmeichelhaftes Charakterbild, das Sie da von dem Unglücklichen entwerfen“, meinte der Bildhauer.

Dombrowski aber kam auf seine vorige Frage zurück. „Und warum sollte es gerade ein Weib gewesen sein —“

„Das habe ich nicht behauptet“, erwiderte der Oberleutnant mit nachdrücklicher Betonung, „aber unmöglich wäre es ja nicht, weil Lebemänner solchen Schläges in einer gewissen Sphäre ein sehr begehrter Artikel und darum oft ein Gegenstand der erbittertesten Eifersucht sind. Vielleicht hatte er einer bisher Berechtigten plötzlich seine Gunst entzogen und dadurch die Rache in ihrem Herzen entfesselt.“

Dombrowski schien ganz in die Betrachtung seiner um das Arie gefalteten mageren Finger vertieft. „Glauben Sie nicht, daß die Polizei nach dieser Richtung hin bereits eingehende Nachforschungen angestellt haben dürfte?“ fragte er. „Man scheint über seinen Verkehr außerhalb des Hauses doch ziemlich genau unterrichtet.“

„Verzeihung, lieber Doktor, es will mir im Gegentheil scheinen, als ob man da noch vor manchem ungelösten Räthsel stünde. Man hat ein paar Choristinnen aus dem Eldoradotheater vernommen und von ihnen erfahren, daß Martens den letzten Abend seines Lebens in ihrer Gesellschaft zugebracht habe. Es hat sich ferner ein Droßkutschker gemeldet, der ihn aus der Wirtschafft, wo er sich von der ausdauernden seiner Begleiterinnen verabschiedet, nach der Rantstraße gefahren hat, und man weiß aus der glaubwürdigen Betrugung dieses Mannes, daß Martens, der ihm nicht nur dem Aussehen, sondern auch dem Namen nach bekannt war, ohne Begleitung nach Hause zurückgekehrt ist. Ueber den Dingen aber, die sich nach seinem Eintritt in das Haus zgetragen, liegt ein undurchdringliches Dunkel.“

„Ein Dunkel, in das nur die Wahrnehmungen des Herrn Hollfelder einen Lichtschein werfen.“ Dombrowski hatte nicht aufgehört, während er das sagte, und es war auch nichts Anzügliches im Ton seiner Rede gewesen.

Trotzdem fuhr der junge Schriftsteller beinahe ungestüm auf. „Meine Wahrnehmungen?“ wiederholte er. „Ich wüßte in der That nicht, inwiefern sie danach angethan wären, den Hergang der verbrecherischen That aufzuklären.“

Der Oberleutnant legte ihm bezeichnend die Hand aufs Arie. „Natürlich sind sie nicht danach angethan“, stimmte er zu, „denn da Sie ohne Zweifel der Polizei und dem Untersuchungsrichter alle diese Wahrnehmungen mitgetheilt haben, hätte es ja in solchem Falle den Herren bereits gelingen müssen, den Schleiher zu küssen. Aber was Sie erlebt haben, macht die Sache nur geheimnißvoller. Sie sitzen um Mitternacht in Ihrem Zimmer, als ein Unbekannter ein Mensch, der sich beharrlich weigert, seinen Namen zu nennen, die Rechte besetzt. Sie an den Feensprecher zu rufen — zu nehmen anderen Zweck, als um Ihnen eine dringliche Botschaft aufzutragen an jemand, der Ihnen ebenfalls nicht weiter als dem Namen und der äußeren Erscheinung nach bekannt ist. Denn Sie unterhielten doch keinerlei Beziehungen zu diesem Martens?“

(Fortsetzung folgt.)

Es ist nicht verwunderlich, wenn die Frauen das Stimmrecht haben wollen, wenn Stimmen in Colorado 30 das Stück kosten; da ist gute Aussicht auf einen Frühjahrsputz für billiges Geld.

Gelegenheit macht Diebe — der Zufall zuweilen anständige Menschen.

Wellman tritt wieder eine Reise zu: Entdeckung des Nordpols an. Bis nach Norwegen wird die Geschichte in üblicher Weise glatt, wie geschmiert gehen.

Viele Worte machen, um wenige Gedanken mitzutheilen, ist überall das untrügliche Zeichen der Mittelmäßigkeit.

Die Liebe ist zu jedem Opfer bereit — leider auch der Gatte.